

**PREDIGT ZUM**  
**29. SONNTAG IM JAHRESKREIS (C) 2025:**  
**SELBSTACHTUNG**

---

Liebe Schwestern und Brüder,

- ich möchte Ihnen zunächst eine Episode aus dem Leben von Charles Darwin erzählen. Der britische Naturforscher hatte am 18. April 1832 in Rio de Janeiro ein Erlebnis, das offensichtlich so prägend war, dass er es in seinem Reisebericht festhielt. Darwin war auf einer Fähre unterwegs und wurde dabei von einem Sklaven unterstützt. Er wollte sich durch lautes Sprechen und heftige Gesten beim Sklaven verständlich machen. Dabei kommt er dessen Gesicht nahe. Und der Sklave reagiert panisch. Darwin erzählt, dass er sofort die Hände herab sinken ließ, mit einem erschrockenem Blick und halbgeschlossenen Augen. „Ich vermute nun“, schreibt Darwin, „er glaubte, ich sei leidenschaftlich erregt und wolle ihn schlagen.“ Und der Sklave hält ihm als seinem Herrn dazu das Gesicht hin. Und dann lässt

Darwin durchscheinen, welche Resonanz das in ihm ausgelöst hat. Er werde niemals sein Gefühl von Überraschung, Widerwillen und Scham vergessen, wie er sah, dass ein großer, starker Mann sich fürchtete, einen, seiner Meinung nach, gegen sein Gesicht gerichteten Schlag auch nur abzuwehren. Wörtlich notiert Darwin: „Dieser Mann war in einem Zustand der Erniedrigung erzogen worden.“

- Dieser Mann war in einem Zustand der Erniedrigung erzogen worden. Ich habe dies Begebenheit aus dem Leben Darwins bei Peter Strasser gefunden. Peter Strasser ist ein österreichischer Philosoph, mit 75 Jahren längst emeritiert, und er hat viel über Selbstachtung nachgedacht und geschrieben. Ohne Selbstachtung, meint Strasser, gibt es keine Zivilisation, und formuliert dann: „Unter den Aufgaben, die einem das Leben stellt, ist jene nicht die geringste, die darin besteht, sich selbst zu achten.“ Wenn Sie in Ihre Biographie schauen, werden das vermutlich viele bestätigen, was für eine

Lebensaufgabe das ist, sich selbst Achtung entgegen zu bringen. Allerdings ist das nur die eine Seite, Selbstachtung selbst zu erringen. In einem Gastkommentar der NZZ macht Peter Strasser deutlich, dass Selbstachtung nicht in allen Milieus gut gedeihen kann. Und genau da kommt er auf den Sklaven in Darwins Erzählung zu sprechen. Wenn Menschen systematisch Achtungsverweigerung erfahren haben, wenn sie immer neu entwürdigt und erniedrigt werden, dann kann es die Selbstachtung der Betroffenen aushöhlen oder sich kaum entwickeln lassen. Wörtlich meint Strasser: „Es ist kaum möglich, sich selbst zu achten als jemand, dem das Recht dazu kollektiv abgesprochen wird.“ Der Sklave wurde mit Zwang dazu gebracht, sich auf inhumane Weise nichtswürdig zu fühlen.

- „Es ist kaum möglich, sich selbst zu achten als jemand, dem das Recht dazu kollektiv abgesprochen wird.“ Vor diesem Hintergrund ist es überaus erstaunlich, was

Jesus im heutigen Evangelium erzählt, genauer, wie Jesus in seinem Gleichnis das Bild der Witwe malt.

- Da stehen sich ja zwei Gestalten gegenüber, die ungleicher nicht sein könnten.
- Zum einen der Richter, der eben auf der Seite der Herren steht, der in der Gesellschaft eine zu fürchtende Position bekleidet, und geradezu eine Verkörperung von Missachtung darstellt. Zweimal wiederholt Lukas, in dem kurzen Evangelium, dass der Richter weder Gott fürchtet, noch auf Menschen Rücksicht nimmt.
- Diesem potenten Richter gegenüber steht die Frau, eine Witwe, die genau das Gegenteil verkörpert: Abhängigkeit und soziale Zerbrechlichkeit.
- Ohne Mann, ohne Kinder zu sein bedeutete damals, niemanden zu haben, der schlicht für ihr soziales Auskommen sorgt. Die Witwe ist schutzlos der Willkür der Mächtigen ausgeliefert. Bei Gerhard Lohfink habe ich gelernt, dass es demografisch gesehen zur Zeit Jesu sehr viele Witwen gab, was schlicht daran lag, dass die

Frauen bei der Heirat meist deutlich jünger waren als die Männer und sie daher oft überlebten. Ihr sozialer Status aber war nach dem Tod der Männer prekär, es war nur schwer möglich, als Witwe eine eigenständige Existenz aufzubauen.

- Mit den beiden Kontrastfiguren ist also klar: Die Frau ist dem Richter gegenüber in einem asymmetrischen Verhältnis. Er steht oben, sie ganz unten, sie gehört zu den Marginalisierten.
- Umso beachtlicher und staunenswerter ist das Verhalten der Witwe. Immer wieder, so heißt es, kommt die Witwe zu diesem Richter, sie wird bei ihm vorstellig, und zwar nicht unterwürfig, sondern mit einer Forderung: Verschaff mir Recht gegen meine Widersacher. Der Richter soll also seines Amtes walten. Das bedeutete zweierlei: Zum einen sollte der Schuldige verfolgt und bestraft werden und zum zweiten der Schaden wieder gut gemacht.

- Das Verb „kommen“ steht im Griechischen hier im Imperfekt, und das bedeutet: Die Witwe hat den Vorgang wiederholt, immer wieder.
- Neben ihrer Unbeugsamkeit zeigt die Frau offensichtlich ein imponierendes Auftreten: Sie ist dem Richter nicht nur lästig, geht ihm mächtig auf die Nerven, er traut ihr zu, dass sie ihm eine hässliche öffentliche Szene macht, mit der seine Ehre beschädigt würde. Das entsprechende Verb stammt aus der Boxersprache und bedeutet: ein blaues Auge zufügen. Man kann vermuten, dass die Zuhörenden damals hier zumindest geschmunzelt haben.
- In der Betrachtung des Evangeliums habe ich meine Freude gehabt an dieser Frau: an ihrer Unbeugsamkeit, ihrem aufrechten Gang, ihrer Selbstachtung, die sie nicht müde werden lässt, das einzufordern, was ihr gutes Recht ist. Jesus malt da das Bild einer Frau, eines Menschen vor Augen, die es schafft, sich selbst zu achten in einem Kontext, der ihr genau das abspricht

und der sie oft entwürdigen will zu einem Wesen, das kriecherisch um eine Gunst bitten muss. Auch in einer Umgebung, die sie erziehen will zu einem Zustand der Erniedrigung, hat sie nicht aufgehört, sich Selbstachtung zu erringen.

- Woher hat sie die Kraft genommen? Wer hat sie ermächtigt? Jesus, das Evangelium lässt hier eine Leerstelle, und vielleicht ist das gut so. Weil diese Frage mitgehen kann. Offensichtlich aber hat Jesus Freude an dieser Witwe und ihrer Haltung. So wie sie sollen wir als Betende vor Gott stehen, nicht kriecherisch.
- Liebe Schwestern und Brüder,
- am vergangenen Mittwoch, am 15. Oktober, haben wir die spanische Mystikerin Teresa von Avila gefeiert. Sie musste als Frau in der Kirche ihrer Zeit kämpfen. In einem Brief an einen Dominikaner schreibt sie: „Im übrigen reicht es schon, Frau zu sein, dass mir die Flügel herunterfallen.“ Und trotzdem errang Teresa sich die nötige Freiheit zu schreiben und zu wirken. Auch

Teresa erringt sich immer neu ihre Selbstachtung in einer Umgebung, die ihr als Frau das weitgehend verweigert. Bei ihr werden wir allerdings fündig, was die Quelle angeht: es ist das, was sie inneres Beten nennt, die Freundschaft mit Jesus Christus.

- *19/10/25 Michael Höffner*